

## Vorwort

In den letzten Jahren hat sich eine inzwischen weit verzweigte Forschung über unterschiedlichste Erscheinungsformen von Gewalt und deren Wandel in der Geschichte entwickelt – vom archaischen, spontanen Massaker über konventionalisierte Kriege bis hin zum modernen Genozid und zur schmutzigen Normalität sogenannter Neuer Kriege, die sich nur noch schwer von bloßem Un-Frieden abgrenzen lassen. In diesem Falle verschwimmen die Grenzen, die man traditionell zwischen Krieg und Frieden, Gewalt und Nicht-Gewalt gezogen hat, in beunruhigender Art und Weise, so dass diese Begriffe ihrerseits mehr und mehr als unangemessen erscheinen. Darüber mag hinwegtäuschen, dass man sich weitgehend auf Phänomene massiv verletzender, zerstörerischer und eklatanter Gewalt konzentriert und im Übrigen auf die Hoffnung setzt, man werde sie nach dem Vorbild der inneren Pazifizierung der westlichen Gesellschaften auch weltweit mehr und mehr in den Griff bekommen und schließlich vielleicht gänzlich zum Verschwinden bringen. Zwar wird diese Hoffnung auch innerhalb der westlichen Gesellschaften durch immer neues Aufflackern brutaler Gewalt vielfach wieder durchkreuzt, aber man setzt unverdrossen dennoch vor allem auf die Sprache als im Geist möglichst gewaltloser Verständigung einzusetzendes Mittel der Befriedung der zwischenmenschlichen und internationalen Verhältnisse. *Was könnte dieser Hoffnung auf subtilere Weise in den Rücken fallen als der Verdacht, auch die Sprache sei unvermeidlich mit Gewalt kontaminiert?*

Muss es als bloßes Vorurteil gelten, dass sich die Gewalt allemal massiv ereignishaft zeigt und dass sie auf *unverkennbare* Art und Weise zerstört, verwundet und verletzt? Wohin geraten wir, wenn sich der Verdacht erhärten sollte, dass die Gewalt subtil und raffiniert *in* der Sprache und *in* ihrem verständigungsorientierten Gebrauch Wurzeln schlägt, so dass sie vielfach kaum mehr *als* Gewalt zu erkennen ist? Fällt jedes Ansinnen, dies nachzuweisen, nicht jener Hoffnung in den Rücken? Wohnt also der Auseinandersetzung *mit* subtiler Gewalt ihrerseits subtile Gewalt inne? Und riskiert man auf diesem Weg nicht unweigerlich, in Grauzonen zu geraten, wo Gewalt und idealiter gewaltlose Sprache kaum mehr auseinander zu halten sind – so wie sich für viele Krieg und Frieden nicht mehr unterscheiden lassen? Oder ist man nicht vielmehr gerade im Interesse möglichst weitgehenden Verzichts auf

Gewalt geradezu dazu verpflichtet, der Gewalt in allen ihren Erscheinungsformen nachzugehen, also auch dort, wo man in und mit Worten Andere verletzt (vielleicht ohne es auch nur zu ahnen)?

Von dieser Forschungsaufgabe bin ich tatsächlich ebenso überzeugt wie davon, dass sie *nicht* darauf hinauslaufen muss, die Sprache, wenn sie sich als mit Gewalttätigkeit kontaminiert erweisen sollte, zynischer Verachtung preiszugeben. Nachdem ich eine Reihe von Verdachtsmomenten erörtert habe, die für einen intimen Zusammenhang von Sprache und Gewalt sprechen, zielen meine Überlegungen schließlich auf die Frage nach Spielräumen rhetorischer Gegen-Macht ab, die sich der Gewalt nicht defaitistisch mit der Konsequenz genereller Sprachverachtung ausliefert.<sup>1</sup> Diesen Momenten nachzugehen heißt: für den Zusammenhang von Sprache und Gewalt zu *sensibilisieren*. Es geht also um menschliche Sensibilität gerade dort, wo sich die Gewalt nicht eklatant unserer Aufmerksamkeit aufdrängt. Diese Sensibilität bringt niemand von Natur aus mit. Aristoteles, der den Menschen geradezu als mit der Befähigung zu vernünftiger Rede begabtes Lebewesen definierte, gibt keine Auskunft darüber, ob ein solches Wesen auch von Anfang an darum weiß, was es in und mit Worten tut.

Erst die Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts hat überhaupt das Sprechen konsequent als Tun aufgefasst. Bis heute schweigt aber auch sie sich weitgehend darüber aus, ob und inwiefern etwas mit Worten zu tun Gewalttätigkeit oder Gewalttätigkeit heraufbeschwört, die keineswegs immer auf ein intentionales Handeln mit Worten zurückzuführen ist. Wie sich zeigen wird, ist schon einiger Aufwand für den Nachweis der Kontamination von Sprache und Gewalt vonnöten, der sich nicht (wie etwa die sog. Sprechakttheorie) auf eine Analyse dessen beschränken kann, was Sprecher absichtlich mit Worten bezwecken. Dieser Nachweis zieht überdies viele ungeklärte Fragen nach sich; z. B. die, wie es genau zu verstehen ist, dass man in und mit Worten Andere *verletzt*. Ich werde zunächst nur zu zeigen versuchen, dass und wie das geschehen kann. Auch hier stellt sich die Aufgabe einer *Sensibilisierung*, die erkennbar werden lassen soll, was ungeachtet des verletzenden Charakters der fraglichen Gewalttätigkeit nicht offen zu Tage liegt.

---

<sup>1</sup> Dieses Wort lasse ich vorläufig nur als einen Problemtitel gelten. Es wäre allerdings der Mühe wert, zu untersuchen, ob nicht auch eine Verachtung, die sich scheinbar gegen die Sprache als solche wendet, gleichsam parasitär von der Sprache »lebt«, ohne ihr je ganz und gar distanziert gegenüber stehen und sich von der ihr inwohnenden Gewalttätigkeit absolvieren zu können.

Insofern kratzen die folgenden Überlegungen gewissermaßen lediglich an der Oberfläche menschlicher Rede, ohne in die Tiefenschichten der durch sprachliche Gewalt angerichteten Verletzungen vorzudringen.<sup>2</sup> Dazu bedürfte es einer Sensibilität, die *nie subtil genug* sein kann und die uns nicht als natürliche Ausstattung zur Verfügung steht. Sensibilisierung *zeitigt* erst die Sensibilität, die erforderlich zu sein scheint, wenn man ungeachtet jenes Nachweises an der Hoffnung auf die Möglichkeit weitgehenden Gewaltverzichts festhalten will. Naiv bleibt diese Hoffnung nur dann nicht, wenn sie von dieser Sensibilität getragen ist. Fortschreitende Sensibilisierung für Phänomene subtiler Gewalt steigert allerdings auch die Verletzbarkeit durch eben die Gewalt, die sie zum Vorschein bringt. Dabei muss sie nicht selten *ihrerseits gewaltsam* verfahren, vor allem wenn es gilt, ein Schweigen aufzubrechen, das sich wie Mehltau über eine weitgehend normalisierte und verinnerlichte und infolgedessen nahezu unkenntlich gewordene Gewalt gelegt hat. Zugleich beschwört sie eine *Übersensibilisierung* für subtile Gewalt herauf, die kein objektives Maß hat. An jeder Schule ist zu beobachten, wie sich Heranwachsende geradezu einer Lust an verbaler Gewalt hingeben, die spielerisch die Grenzen zwischen nur angedeuteter bzw. angedrohter und effektiver Verletzung auslotet und Schwellen der Gewalt herauf- oder herabsetzt. Subkulturelle Gewalt-Rituale stellen so gesehen oft Versuche der Zähmung und Kontrolle sprachlicher Verletzbarkeit an Schwellen und Grenzen dar, die keineswegs ohne weiteres eingerissen werden – auch wenn es zunächst den Anschein hat. Immer aber handelt es sich um ein Spiel mit letztlich Unkontrollierbarem. Nicht aus den Absichten von Sprechern, sondern aus den Wirkungen ihres verletzenden Tuns ist zu entnehmen, ob und wie tiefgreifend sich Gewalt ereignet, die als solche vielfach erst durch Gegen-Gewalt nachträglich zum Vorschein kommt.

Jeder Versuch, in Richtung einer größeren Sensibilität für subtile Gewalt vorzustößen, sieht sich mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert, die paradoxerweise nicht zuletzt in der vorherrschenden Fixierung des *Gewaltdiskurses* auf Fragen der Rechtfertigung und der Legitimation von Gewalt liegen. In der Annahme, zumal in politischen Lebensformen gehe es darum, die Gewalt entweder auszurotten, zu minimieren oder, wo das nicht möglich erscheint,

---

<sup>2</sup> Diese Selbstkritik betrifft nicht zuletzt die weitgehende Ausblendung von Gewaltsamkeiten, die schon im Angewiesensein auf die Sprache (die immer die Sprache der Anderen ist) und in der Versprachlichung dessen ins Spiel kommen, was nicht immer schon Sprache ist oder wenigstens als sagbar gelten kann; vgl. v. Verf., »Gewalt – Verstehen: Hermeneutische Aporien«, in: B. Liebsch, D. Mensink (Hg.), *Gewalt Verstehen*, Berlin 2003, S. 23-58.

wenigstens durch Rechtfertigung und Legitimation annehmbar zu machen, hat man sich derart auf Begründungsprobleme konzentriert, dass die Phänomenologie der *Gewalterfahrung* weitgehend vernachlässigt worden ist. Aber müssten wir nicht erst einmal wissen, in welchen, womöglich subtil unter die Haut gehenden Formen Gewalt *widerfährt*, bevor der Anspruch erhoben wird, sie zu begründen oder aufzuheben? Wie kann man etwa einer Aufhebung der Gewalt in einer rechtlich befriedeten Form des Zusammenlebens oder einem generellen Gewalt-Verzicht das Wort reden, ohne zuvor untersucht zu haben, ob sich die Gewalt überhaupt einem solchen Ansinnen unterwerfen lässt?

Kritisch gegen Ideen der Rechtfertigung, der Legitimation und des Gewalt-Verzichts gewendet, geben die folgenden Überlegungen zunächst dies zu bedenken (Kapitel I), um dann die *praktische Perspektive einer Kultur menschlicher Sensibilität für »unaufhebbare« Gewalt* zu eröffnen (Kapitel II). Dabei knüpfe ich zwar an die vorrangig auf Fragen der Rechtfertigung konzentrierten Debatten um explizite Gewalttätigkeit an, zielen aber auf die Erhärtung des Verdachts eines engen *Zusammenhangs von Sprache und Gewalt* ab, der anschließend im Vordergrund steht (Kapitel III). Es geht also um *Gewalt, die in und mit Worten geschieht* (Kapitel IV) und geradezu als »*sprechende Gewalt*« begegnet (Kapitel V), wie am Beispiel *verächtlicher Rede* deutlich zu machen ist (Kapitel VI). Daran schließt sich eine Auseinandersetzung mit der Frage an, ob uns dieser Zusammenhang in ihrerseits gewaltsame *Sprachverachtung* stürzt und wie es um *Spielräume rhetorischer Gegen-Macht* bestellt ist, die uns vor solcher Verachtung bewahren könnten (Kapitel VII). In dieser Reihenfolge sollen Fragen der Legitimation und Rechtfertigung von Gewalt vor dem Hintergrund gewisser Spielräume sprachlicher Verletzung ein schärferes Profil erhalten und relativiert werden. Sollten sich diese Spielräume als *weitgehend rechtlich unkontrollierbar* erweisen, so sind wir vor selbstgerechter Überschätzung des Rechts sowie der Legitimationsfrage gewarnt. Während der Standpunkt weit verbreitet ist, allein das Recht verspreche eine angemessene Antwort auf die Provokation der Gewalt in *allen* ihren Erscheinungsformen, wird hier Aspekten subtiler (aber vielfach durchaus »einschneidend« verletzender) Gewalt nachgegangen, die bislang nicht einmal *als* Gewalt angemessen beschrieben und verstanden worden sind und die schon deshalb allzu leicht einer aufs Recht fixierten Analyse entgehen. Aufmerksamkeit für diese Erscheinungsformen subtiler Gewalt

lehrt uns demgegenüber, in welchem Ausmaß wir mit der Erfahrung sprachlicher Verletzbarkeit leben müssen, ohne auf deren juristische Entschärfung hoffen zu können.

Daraus folgt weder eine Geringschätzung des Rechts noch gar ein Freibrief, sich solcher Formen der Gewalt bedienen zu dürfen. Nicht einmal der Nachweis, dass Gewalt, die uns durch Sprache widerfährt, in mancher Hinsicht unvermeidlich sein könnte, rechtfertigt ihre billigende Inkaufnahme. Allerdings fordert er zur Revision einer naiven und nicht selten sentimental-rhetorischen Gewaltlosigkeit auf, die niemals wird halten können, was sie verspricht. Gewaltfrei sind wir nicht schon deshalb, weil wir uns einer Rhetorik des Friedens, der Gerechtigkeit oder des Guten bedienen. Allemal liegt es bei Anderen, darüber zu befinden, wie weit man wirklich in Richtung auf wenigstens geringere Gewalt vorangekommen ist. Das könnte ein Ansatzpunkt zu einem *praktischen Ethos* des Umgangs mit subtiler Gewalt sein: sich über sie vom Anderen her belehren zu lassen. Die Anerkennung des Befundes, dass selbst der wohlmeinendste Sprachgebrauch nicht umhin kann, eine im Vorhinein niemals ganz und gar absehbare Verletzbarkeit Anderer heraufzubeschwören, nötigt allerdings nicht dazu, im Anderen die unanfechtbare Autorität eines Opfers zu sehen. Die folgenden Kapitel treiben die Analyse verschiedener Aspekte subtiler Gewalt nur bis an die Schwelle voran, wo sich solche Fragen nach einem praktischen Ethos geradezu aufdrängen. Doch wird darauf verzichtet, es etwa in pädagogischer Perspektive konkret auszumalen. Dazu bedürfte es u. a. einer sorgfältigen Kontextualisierung, die den Rahmen der hier vorgenommenen, in Spielräume subtiler sprachlicher Gewalt nur einführenden Sondierungen bei weitem sprengen würde.

Die folgenden Überlegungen nehmen dankbar eine Vielzahl von Anregungen Anderer auf. Sie gehen u.a. zurück auf Überlegungen zum Zusammenhang von Gewalt und Verstehen anlässlich einer gemeinsam mit Dagmar Mensink im September 2000 in Stuttgart/Hohenheim veranstalteten Tagung zu diesem Thema; auf eine Einladung von Gabriele Lautenschläger, Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Gewalt im Rahmen der Dienstagsgespräche des Martinushauses Aschaffenburg öffentlich vorzustellen, und auf Anregungen des Instituts für Genozid- und Diasporaforschung in Bochum in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Ohne Norbert Rickens Herausforderung, pädagogische Probleme einer Sprache der Verachtung zu bedenken, hätte ich mich auf diese Abgründe kaum eingelassen. Die am Schluss entwickelten praktischen Perspektiven sind zuerst im Rahmen eines Vortrags über

»Topografische Überlegungen zum pädagogischen Auftrag Praktischer Philosophie« am Philosophischen Institut der Universität Leipzig und zum Thema »Sprachliche Gewalt und Spielräume rhetorischer Gegen-Macht« im Rahmen des von Dietrich Korsch in Zusammenarbeit mit dem *Evangelischen Studienwerk Villigst* vorangetriebenen Projekts *Macht, Moral, Religion* an der Universität Marburg diskutiert worden. Die einführenden Überlegungen zur Bedeutung der Verletzung Anderer mit und in Worten habe ich im Rahmen der Jahrestagung 2006 des Sonderforschungsbereichs *Kulturen des Performativen* über *Gewalt durch Sprache – Rhetoriken verletzenden Sprechens* am Institut für Theaterwissenschaften der FU Berlin vorgetragen.

Im Ganzen handelt es sich um Vorstudien zu einer Phänomenologie menschlicher Sensibilität, deren Konturen zwischen Ethik und Politik, Überforderung und Inspiration in einem gleichzeitig, im Frühsommer 2006 abgeschlossenen Manuskript beschrieben werden, dessen ersten, aus Gründen des Umfangs aber nun abgespaltenen und separat veröffentlichten Teil sie ursprünglich darstellten. Diese *spezielle Hinsicht*, in der hier Spielräume sprachlicher Verletzbarkeit skizziert werden, erklärt auch, warum es auf den folgenden Seiten nicht etwa darum geht, Phänomene subtiler, in und mit Worten widerfahrender Gewalt umfassend zur Sprache zu bringen. Mit einem solchen Vorhaben käme man so bald an kein Ende, zumal es in vielen Fällen zunächst einmal darum gehen müsste, subtile Formen von Gewalt überhaupt erst einmal als solche kenntlich zu machen. Man denke nur an den inzwischen weit verbreiteten bio-technischen Sprachgebrauch, in dem die menschliche Generativität als bloßer Reproduktionsvorgang gilt. Um zu verstehen, ob es sich auch hier um Phänomene subtiler, tief ins kollektive Selbstverständnis einschneidender Gewalt (und nicht nur um Prozesse der Rationalisierung sogenannter Fortpflanzung) handelt, müsste man weit über das vorherrschende Modell zwischenmenschlicher Rede, in der man sich ein- oder gegenseitig an Andere wendet, hinausgehen und zu Diskursformationen und –transformationen vordringen.

Demgegenüber geht es mir zunächst um eine Hinführung zu einem Begriff außerordentlicher, geradezu maß-loser Sensibilität, die von der Verletzbarkeit des Anderen her ihre wesentliche Inspiration empfängt. Die Veröffentlichung der thematisch direkt anschließenden Arbeit zu diesem Begriff ist unter dem Titel *Menschliche Sensibilität. Überforderung und Inspiration* unmittelbar nach dem vorliegenden Buch im Verlag Velbrück Wissenschaft vorgesehen.